pauker.

Werkrealschule2023

Mittlerer Abschluss Baden-Württemberg

Deutsch Musterprüfung III

Deutsch

10

hutt lernhilfen

Bearbeitungszeit: 240 Minuten

Teil A – Pflichtteil

A1 – Sachtext

Digitalisierung

Ewige Veränderung in der Arbeitswelt

Viele Angestellte wissen nicht, wie sich ihr Job wegen der Digitalisierung wandeln wird. Woran es in Deutschland hakt.

Marie Rövekamp

Während viele Angestellte nicht wissen, wie sich ihr Job in einer immer digitaleren Welt verändert, haben ihre Chefs eine genaue Ahnung davon. Unter Führungskräften gibt knapp die Hälfte an, seine künftigen Aufgaben zu kennen – doch nur ein Fünftel der Mitarbeiter behauptet das. Zu diesem Ergebnis kommt eine Umfrage der Unternehmensberatung EY unter 1000 Fach- und Führungskräften verschiedener Branchen, die dem Tagesspiegel exklusiv vorliegt.

Dass sie sich in Zeiten der Digitalisierung kontinuierlich weiterbilden müssen, ist den Angestellten deutscher Unternehmen durchaus bewusst. 94 Prozent der Befragten sagen: Wer das nicht sein Leben lang tut, wird abgehängt. Als alleiniger Ansporn reicht diese Erkenntnis aber offenbar nicht aus. Zwei von drei Arbeitnehmern fordern als Belohnung für ihre berufliche und persönliche Entwicklung eine Gehaltserhöhung – ganz egal, wie alt sie sind. „Weiterbildung ist ein absolutes Muss und kann nicht jedes Mal zu einer Gehaltserhöhung führen“, behauptet jedoch Nelson Taapken, Partner bei EY und Experte für den digitalen Wandel im Personalbereich.

Die Mehrheit ist ansonsten auch bereit, ihren Job, sogar die gesamte Branche zu wechseln, wenn sie woanders bessere Chancen für sich erkennt oder ihren Job bedroht sieht. 41 Prozent empfänden eine solche Veränderung als enormen Kraftakt. Taapken rät Unternehmen dazu, die Angestellten ausreichend mit Angeboten zu unterstützen, um selbst zukunftsfähig zu bleiben.

Im Norden Europas sieht es besser aus

Im Vergleich zu anderen Ländern ist Deutschland nur mittelmäßig auf den Wandel der Arbeitswelt vorbereitet. Positiv sei laut einer Studie der OECD[1], dass die junge Generation der 16- bis 29-Jährigen hierzulande besser mit der digitalen Technik umgehen könne als dies anderswo der Fall sei. In vielen anderen Bereichen schneidet Deutschland aber bloß durchschnittlich ab – zum Beispiel bei Weiterbildungsmöglichkeiten für Erwachsene. Belgien, Dänemark, Finnland, die Niederlande, Norwegen und Schweden sind schon viel weiter. In Griechenland, Italien, Litauen, der Slowakischen Republik und der Türkei sieht es noch kritischer aus als in Deutschland.

Traditionelle Bildungssysteme müssen sich zügig zu Systemen des lebenslangen Lernens entwickeln, lautet ein Fazit der OECD. Vor allem in Deutschland. Immerhin sind in der Bundesrepublik mehr Arbeitsplätze gefährdet als im Durchschnitt aller Länder. Das höhere Risiko der Automatisierbarkeit ist unter anderem auf den großen industriellen Sektor zurückzuführen.

OECD: Weiterbildungen müssen besser werden

Es gibt noch ein weiteres soziales Problem: In allen OECD-Ländern bilden sich ausgerechnet diejenigen kaum fort, die es am nötigsten haben – Menschen mit geringer Qualifikation. Die Weiterbildungskluft zwischen ihnen auf der einen und den Hochqualifizierten auf der anderen Seite ist die größte in der gesamten OECD. Etwa drei Viertel der Gutausgebildeten nehmen an Seminaren oder Workshops teil – gegenüber einem Viertel in der anderen Gruppe. Deutschland brauche auch deswegen eine aktivere Politik im Bereich der Erwachsenenbildung, heißt es in der Studie. Vorschläge sind individuelle Rechtsansprüche auf kontinuierliches Lernen und mehr Beratung zu Fortbildungen.

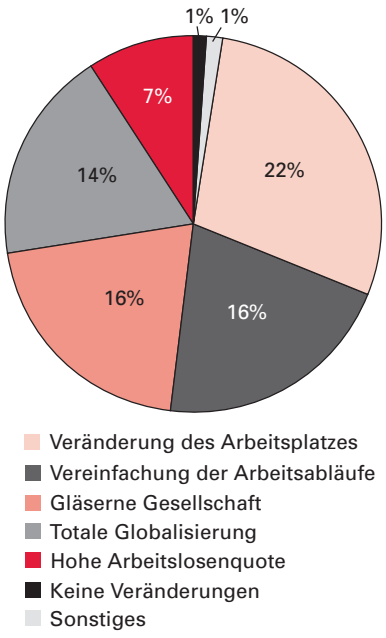
[…]

Text für Schülerzwecke gekürzt

[1] OECD: Organization for Economic Cooperation and Development = Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

Quelle: https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/digitalisierung-ewige-veraenderung-in-der-arbeitswelt/24324640.html, Seitenaufruf am 11.12.2019

„Mit welchen Auswirkungen wirst du in der künftigen Arbeitswelt konfrontiert werden?“



Quelle: https://www.campusjaeger.de/karriereguide/puls-check/pulscheck-III-chancen-auf-dem-Arbeitsmarkt-der-Zukunft/arbeit-im-wandel, Seitenaufruf 11.12.2019

Textverständnis

Beantworten Sie die folgenden Aufgaben zum Text in ganzen Sätzen:

1. Nennen Sie zwei Länder, die besser auf den Wandel der Arbeitswelt vorbereitet sind als Deutschland.

2. „Während viele Angestellte nicht wissen, wie sich ihr Job in einer immer digitaleren Welt verändert, haben ihre Chefs eine genaue Ahnung davon." (Z. 1 ff.)

So lautet der Eingangssatz. Begründen Sie die unterschiedlichen Einschätzungen.

3. Beschreiben Sie die im Text genannten Möglichkeiten, mit der Digitalisierung Schritt zu halten.

4. Welche beiden Auswirkungen erwarten zukünftige Arbeitnehmer/-innen laut Grafik am häufigsten? Nennen Sie auch die Prozentzahl.

Sprachgebrauch

1. Notieren Sie die dazugehörigen Verben in der Infinitivform.

a) der Vergleich

b) die Veränderung

2. Begründen Sie, warum die Wörter „Muss" (Z. 17) und „Lernens" (Z. 42) groß geschrieben werden.

3. Erklären Sie die Kommas in folgendem Satz:

„Die Mehrheit ist ansonsten auch bereit, ihren Job, sogar die gesamte Branche zu wechseln, wenn sie woanders bessere Chancen für sich erkennt oder ihren Job bedroht sieht."

4. In den Zeilen 13 f. finden Sie die Wörter „Erkenntnis" und „offenbar". Erläutern Sie die Doppelkonsonanten in beiden Wörtern.

5. Setzen Sie folgenden Satz jeweils in die entsprechende Zeitform:

Etwa drei Viertel der Gutausgebildeten nehmen an Seminaren oder Workshops teil.

a) Präteritum

b) Plusquamperfekt

6. Verbinden Sie folgende Sätze zu einem Satzgefüge. Verwenden Sie dazu einen Konzessivsatz.

- Im Vergleich zu anderen Ländern ist Deutschland nur mittelmäßig auf den Wandel der Arbeitswelt vorbereitet.
- Die junge Generation der 16- bis 29-Jährigen kann besser mit digitaler Technik umgehen als anderswo.

7. Finden Sie zu folgenden Wörtern aus dem Text Synonyme und notieren Sie diese.

exklusiv (Z. 8) · kontinuierlich (Z. 9 f.) · Ansporn (Z. 13) · kritisch (Z. 40) · Fortbildung (Z. 60)

A2 – Ganzschrift/Lektüre

Sarah Crossan: Die Sprache des Wassers (Textauszüge)

Information zum Buch (Klappentext)

Nur mit einem Koffer und einem Wäschesack machen sich Kasienka und ihre Mutter auf nach England. Doch das Leben dort ist grausam. In der Schule wird Kasienka verspottet, zu Hause weint die Mutter dem verschwundenen Vater nach. Nur ihre Liebe zum Schwimmen und die Begegnung mit William lässt Kasienka neue Hoffnung schöpfen …

Partner

William berichtigt mein Englisch.
Behutsam.
Und er grinst, wenn ich Wörter falsch ausspreche,
denn er findet diese Fehler süß.
Und zum ersten Mal
in meinem Leben
darf ich etwas falsch machen
und es ist okay.
Besser noch –
es ist süß.

Und er hält mich für schlau.
Bittet mich um Hilfe bei seinen
Simultangleichungen.
Und wenn er dabei etwas durcheinanderbringt,
schmunzle ich,
denn es ist süß.

Und so ist es perfekt.
Wir sind Partner.
Ich für die Zahlen.
Er für die Wörter.

Ohne Mama

Überall sind Luftballons.
Es sind rote Luftballons im Haus
und noch mehr im Garten.
Mit Helium gefüllte Ballons an Schnüren,
damit sie nicht
vom Himmel verschlungen werden.

Williams Oma
feiert ihren Geburtstag
und sie hat auf Ballons bestanden
anstelle von Kerzen, die nur
den Kuchen ruinieren würden.

Ein Grill steht im Garten
und Williams Vater
trägt eine gestreifte Schürze,
er bereitet das Essen draußen zu.
Hauptsächlich Fleisch.

Musik
strömt aus zwei schweren schwarzen
Boxen,
an die ein iPod angeschlossen ist,
und es gibt eine Hüpfburg
für die Kinder.

Wir würden beide gern darauf hüpfen,
aber das machen seine Cousins und Cousinen gerade
und die sind noch
klein –
und wir wollen nicht sein
wie sie.

Dann krabbelt Williams Oma
in die Hüpfburg und fängt an zu hüpfen
und zu hopsen,

und ich lache
laut auf,
William auch.
Ich glaube, ich habe
noch nie im Leben
so eine Oma gesehen.
Ich kann mir nicht vorstellen, dass Babcia
so etwas tun würde.

Jetzt ist es okay,
wenn wir auch hüpfen.
Also tun wir es.
Wir halten uns an den Händen und springen
auf
und ab

und ich quieke ein bisschen,
wenn ich hintenüber falle,
wenn ich auf William falle –
was ich tue,
immer wieder.

Williams Vater schaut nicht finster drein,
als wir die Tür
von Williams Zimmer hinter uns
zumachen.
Er sagt nur: „Benehmt euch, Kinder."

William schaltet seinen Computer ein
und ich soll mir einen Song aussuchen.
Ich zeige auf einen Titel, der mir nichts sagt,
und er sagt „Cool",
und mir geht's gut.

Die Musik füllt den Raum,
während ein Feuerwerk in meinem Bauch losgeht
und Farben in mir herumwirbeln und prickeln.

Wenn er lächelt, ist es,
als würde mich ein Scheinwerfer
direkt anleuchten,
all die dunklen Winkel erhellen,
und ich kann mir nicht vorstellen,
warum nicht alle
in ihn verliebt sind.

William beugt sich vor,
öffnet die Lippen
und ich auch.
Aber nicht zu weit.
Gerade so,
dass er mir seinen Atem einhauchen kann.

Ich schließe die Augen,
lasse William gewähren
und versuche, nicht zu laut zu keuchen,
während wir Dinge tun,
die Mama verabscheuen würde.

Nachdem wir uns genug geküsst haben,
frage ich ihn, wo seine Mutter ist –
warum seine Mutter fehlt –,
und er zeigt mir ein Foto
von einer Frau ohne Haare und sagt:
„Mum ist gestorben."

Und dann kuscheln wir,
bis es draußen stockdunkel ist.
Und ich sage ihm, wie leid es mir tut.
Und erzähle ihm von Mama
und Tata,
und dass wir uns unsere Gefühle anvertrauen,
bedeutet mehr, als ein Kuss je könnte.

Und tief in mir drin brenne ich darauf,
Tata zu sagen, wie froh ich bin,
dass er verschollen ist
und nicht tot.

Kleine Geheimnisse

Schließlich erzähle ich Mama doch
vom Schwimm-Team,
aber nicht von William.

„Dafür ist keine Zeit, Kasienka",
sagt Mama. „Wir müssen Tata finden."
Sie zeigt mit dem Finger auf den Stadtplan,
der an die Wand gepinnt ist
wie ein scheußliches Kunstwerk.

Ja. Ich nicke, obwohl ich Tata gar nicht suchen will –
denn Tata will nicht gefunden werden;
er versteckt sich – vor Mama und mir.
Eine Wahrheit, die mich manchmal
die Zähne zusammenbeißen lässt.

Ich sage Mama davon nichts,
nicht mal, während wir die Stadt absuchen
Abend für Abend,
Straße für Straße,
Tür für Tür,
und es regnet
und ich Hunger habe
und mit den Tränen kämpfe
und der Erschöpfung.
Denn die Hoffnung ist alles, was Mama noch hat.
Das kann ich ihr nicht auch noch nehmen.

Vermisst

Mama gibt Geld aus,
das wir nicht haben.
Sie druckt ein Plakat,
auf dem Tata zu sehen ist
und das Wort VERMISST steht.

Sie macht hundert Kopien davon
auf lila Papier,
damit es den Leuten auffällt,
an Bäume getackert
in ganz Coventry.

Wie diese Fahndungsplakate,
nur dass Tata kein Verbrecher ist.
Oder diese Zettel,
die die Leute überall hinkleben,
wenn ihre Katze weg ist,
aber ein Haustier ist Tata auch nicht.

Ich schäme mich
für den Fall, *dass* er in Coventry lebt
und nicht gefunden werden will –
wie irgendein Dieb oder Haustier.

[…]

Tata finden

Mama gibt nicht auf.

Es ist kalt und nieselt meist abends,
also kauft Mama einen Schal und einen Schirm,
aber sie gibt nicht auf.
In der Sekunde, in der sich eine Tür schließt,
schaut sie schon zur nächsten
und jedes Mal lächelt sie ein wenig müder,
aber sie gibt nicht auf.
Ihre Stiefel müssten neu besohlt werden,
sie sind schon ganz verschlissen
vom harten Straßenpflaster,
genau wie ich.
Also borgt Mama sich meine Stiefel,
obwohl sie etwas zu eng sind,
aber sie gibt nicht auf.

Ich wünschte, sie *würde* aufgeben.
Und aufhören,
mich hinter sich her zu schleifen
wie ein lebendes Wörterbuch.

Der Bungalow

Eine Frau öffnet die Tür
des kompakten kleinen Hauses.
Sie hat Schlappen an
und einen pinken Bademantel,
obwohl es draußen noch hell ist.

Kurz ist sie von einem Geräusch
im Inneren des Hauses abgelenkt,
dem Weinen eines kleinen Kindes.
Sie dreht sich rasch um
und schaut mich dann wieder an.

Ich sage meinen Namen.
Und erzähle einen Teil meiner Geschichte.

Sie bittet mich rein:
Will, dass ich das Baby kennenlerne
und auf Tata warte.

Kalte heiße Schokolade

Ich erkenne Tatas Pfeifen.
Er ist noch über einen Häuserblock entfernt,
als ich schon höre, wie er kommt
und die Melodie vor sich hertreibt.

Als er mich sieht,
ist er nicht überrascht – aber auch nicht erfreut.
Ich bin es auch nicht, trotzdem sage ich:
„Endlich hab ich dich gefunden, Tata!“
Ein Satz, den ich tagelang geübt habe.
Monatelang.
Ich erkenne Tatas Pfeifen,
aber ich erkenne Tata nicht.
Er trägt einen schütteren Bart,
der sein Lächeln verschluckt,
und er ist dünn.

Er wirft der Frau einen Blick zu
und sie sagt: „Ich weiß.“
Aber *was* weiß sie?

Sie bringt das Baby nach oben
und ich höre ein Schluchzen –
es kommt von der Frau,
nicht von dem Baby.

Tata führt mich in die große Küche
und macht heiße Schokolade
in einem blank geputzten Edelstahltopf.

„Es ist schwer zu erklären –
einem Kind“, sagt er,
ohne mich anzuschauen,
ohne zu sehen, wie ich gewachsen bin.

Ich höre kaum hin.
Seine kleinen, nadelspitzen Worte
tun weh.

Tata pellt eine Orange.
Zieht die Schale mit
einer gekonnten Bewegung ab
und hinterlässt eine bittere Spirale
auf der Arbeitsplatte.
Er teilt die Orange in zwei Hälften,
hält mir die eine hin
und isst die andere selbst,
mit Kernen und allem.
Tata schaut auf die Uhr über der Spüle.
Die heiße Schokolade steht noch unberührt da
und ist in der Tasse
kalt geworden.

Mir ist auch kalt,
deswegen stehe ich auf, um zu gehen.

„Wirst du vorbeikommen und Mama besuchen?“,
frage ich.
Tata schaut noch mal auf die Uhr
und sagt,
auf Englisch:
„Irgendwann.“

Ich hatte nicht vor, noch mal hinzugehen

Um Tata zu besuchen,
und Melanie
und das Baby,
Briony.
Sie ist meine Schwester,
obwohl das niemand laut ausspricht,
und ich nicht nachfrage.

Es ist einfach passiert,
ganz natürlich,
und ich erwähne es
nicht.

Mama gegenüber.

Irgendetwas zieht mich dorthin.

Es ist nicht die heiße Schokolade,
ich schaffe nicht mal einen ganzen Becher.
Es ist nicht der riesengroße Fernseher,
da kommen sowieso immer nur Zeichentrickfilme.

Es ist, möglicherweise, dieses Gefühl von Familie
in der Küche,
wo Melanie

Essen in die Mikrowelle stellt,
Kleider in die Waschmaschine stopft,
die Hausarbeit mit Freude erledigt, mit Leichtigkeit,
sich nicht beschwert und auch nicht zu müde ist,
sich mit dem Baby zu beschäftigen
oder sich mit mir zu unterhalten,
wenn Tata nicht da ist.

Bereit

Mama hört Madame Butterfly[1] und
singt „Un Bel Di Vedremo“ mit.
Wenn sie einen hohen Ton anstimmt,
einen, den nur sie erreicht,
hebt sie die Hände
wie eine Sopranistin auf der Bühne
der Nationaloper.

Sie ist so forsch,
dass ich glaube, sie ist zu allem imstande.

Also sage ich ihr die Wahrheit.

Sie schaltet die Musik aus,
setzt sich aufs Bett und verschränkt ihre
Hände im Schoß.

Es brodelt in ihr,
doch ihr Mund zuckt nicht einmal,
während ich ihr alles erzähle –
außer, wer Tata aufgespürt hat.
Und dann sagt sie:
„Du hättest es mir früher sagen müssen.
Glaubst du, Mama ist eine Idiotin?
Diese Frau muss glauben, Mama ist eine Idiotin.
Und Tata glaubt auch, Mama ist eine Idiotin.

Jetzt ist ‚Tata und Kasienka’ angesagt,
oder wie?“

Ich möchte ihr sagen, dass es
nie ‚Tata und Kasienka’ geben wird.
Es stimmt, Tata will sie nicht,
aber *mich* will er auch nicht.

Mama ist schon aufgesprungen und zur Tür hinaus,
bevor ich mich verteidigen kann,
bevor ich sie bitten kann zu bleiben,
bevor ich sagen kann:
„Dich liebe ich

am meisten.“

[1] Madame Butterfly: Titel einer Oper

Mutterlos

Mama ist so wütend auf mich.

Weißer,
gleißender,
stummer Zorn.

Sie kocht mir Essen,
wäscht meine Wäsche,
schläft nachts neben mir.

Aber Mama klappert so laut mit den Töpfen,
dass ich ihre Wut hören kann
und lässt den Eintopf anbrennen,
damit ich sie rieche,

und sie vermeidet, mir in die Augen zu sehen.
Nicht gerade leicht,
wenn man zusammen in
einem einzigen Zimmer lebt.

Hin und wieder sieht sie zu mir herüber.

Manchmal erwische ich sie dabei.
Und dann
wendet sie sich ab –
langsam,
bedächtig,
erzürnt.

Nicht mal als ich ihr erzähle,
dass ich es
ins Schwimm-Team geschafft habe,
schaut sie mich an.

Sie sieht mich nicht an, wenn ich
ihr beim Abendessen gegenübersitze
und mich bemühe, nicht zu kleckern,
und sogar die Zwiebeln aufesse.

Sie schaut mich nicht an
abends im Bett,
und wenn wir uns aus Versehen berühren,
schüttelt sie mich ab
wie ein Insekt,
als sei ich giftig.

Mittlerweile fühle ich mich
zu schwach, um sie anzusehen.

Stattdessen starre ich ihren
Rocksaum an
oder ihre Haarspange
oder die Ringe an ihren Fingern,
wenn wir miteinander sprechen.

Und all das erweckt in mir den Wunsch,
schwimmen zu gehen.

Gold

Tata umarmt mich, als ich gewinne,
obwohl ich nass bin
und er einen Anzug trägt.

„Meine Olympionikin“, sagt er,
und sieht so stolz aus,
dass mir völlig egal ist,

wer mich weinen sieht.

Vergebung

Mama weiß nicht, wie man sich entschuldigt,
aber jetzt, wo Kanoro weg ist,
ist sie einsamer als ich
und viel ruhiger,
so ruhig, dass ich manchmal prüfe,
ob sie nicht an Herzschmerz gestorben ist.

Jetzt, wo Kanoro weg ist
und Tata auch,
ist Mama vielleicht
unglücklicher,
als ich begreifen kann.

Als sie den Pokal sieht,
einen goldenen Schwimmer,
der von einem Podest aus Marmor
ins Nichts hechtet,
sagt sie:
„Es war nicht deine Schuld, Kasienka.“
Mehr als das kann sie nicht eingestehen,
und mehr kann sie sich auch nicht für mich freuen.

Aber für den Moment ist das okay.

Quelle: Sarah Crossan: Die Sprache des Wassers. Übersetzerin Cordula Setsman, dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München, 2. Auflage 2019, S. 54, 57, 101, 138, 146 – 149, 154, 161 – 162, 165 – 167, 177 – 181, 210, 213

1. Beschreiben Sie, warum William für Kasienka so wichtig ist.

2. Erläutern Sie, wie Kasienka die Suche nach ihrem Vater (Tata) empfindet und was sich für sie ändert, nachdem sie ihn gefunden hat. Belegen Sie mit Zitaten aus dem Text.

3. Kasienka gewinnt bei ihrem ersten Schwimmwettkampf Gold. Inwieweit bringt das ihre Welt wieder ein Stück zurück in die Normalität? Gehen Sie auch auf ihre Gefühle ein.

4. Am Abend nach dem Schwimmwettkampf schreibt Kasienka in ihr Tagebuch und versucht, die Ereignisse der vergangenen Wochen in Worte zu fassen. Schreiben Sie diesen Tagebucheintrag.

Berücksichtigen Sie dabei besonders die emotionale Ebene.

Teil B – Wahlteil

Bearbeiten Sie eine der drei folgenden Aufgaben.

1. Erörterung

Ermöglicht die digitale Revolution grenzenlose Flexibilität?

Erörtern Sie mithilfe des Textes Gründe für und gegen den Wandel zur Arbeit 4.0. Nehmen Sie Stellung und begründen Sie Ihre eigene Meinung.

Arbeit 4.0 – Definition der vierten Revolution

Der technische Fortschritt verändert die Arbeit. Das war schon immer so. Früher machte die Dampfmaschine aus Bauern Industriearbeiter – heute werden Industriearbeiter durch Robotik und Digitalisierung verdrängt. Arbeit 4.0 legt den Fokus[1] dabei, anders als der Begriff Industrie 4.0, auf die neuen Arbeitsverhältnisse und Arbeitsformen, auch außerhalb der Industrie. Doch warum 4.0? Tatsächlich gab es auch schon Vorgängerversionen:

- Arbeit 1.0: Dies bezeichnet den Beginn der Industriegesellschaft. Im 18. Jahrhundert bilden sich mit der Industrie auch Arbeiterorganisationen.
- Arbeit 2.0: Hiermit werden die Beginne des Wohlfahrtsstaats in Zeiten der Massenproduktion des 19. Jahrhunderts bezeichnet.
- Arbeit 3.0: Die soziale Marktwirtschaft prägt den Sozialstaat und die Arbeitnehmerrechte.

Jetzt, mit der Arbeit 4.0, erhält die Digitalisierung Einzug in unser Arbeitsleben.

[…]

Arbeiten von überall

Mehr und mehr Unternehmen bedürfen für ihre Geschäftsmodelle nicht mehr als einen Laptop mit Internetzugang. Dies schafft letztendlich die Möglichkeit, dass Mitarbeitende aus allen Winkeln der Erde völlig flexibel an einem Projekt mitarbeiten können. Büros mit starren Kernarbeitszeiten sind ein Modell der Vergangenheit. Von unterwegs oder von zuhause aus arbeiten wird sich zum neuen Standard entwickeln und nicht länger eine Sonderlösung sein. Das Beispiel des LKW-Fahrers zeigt, dass nicht nur kreative und IT-Berufe davon betroffen sind, sondern auch Arbeiten, die heute noch die Anwesenheit eines Menschen erfordern. Dies schafft gänzlich neue Varianten der Arbeit-Freizeit-Einteilung, was mit einer Steigerung der Lebensqualität einhergehen könnte. Schließlich können Tage so flexibler gestaltet werden, Zeit für Sport oder Familie besser eingeplant werden und so die soziale und körperliche Gesundheit fördern. Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) liefert dazu spannende Informationen für Deutschland und Europa.

[…]

Die Verlierer des Wandels

Bei einem Blick in die Zukunft sollte man sich nicht nur auf die Verheißungen konzentrieren, sondern auch die Risiken in Betracht ziehen. In einer Gesellschaft in der physische[2] und routinemäßige Arbeiten automatisiert werden, fallen Arbeitsplätze weg. Das begann mit den Fließbandarbeitern und wird sich nach und nach durch unterschiedlichste Arbeitsbereiche fortsetzen. Selbst „kreative“ Berufe wie der eines Redakteurs sind nicht mehr sicher. Schon heute ist intelligente Software in der Lage, Spielberichte eines Fußballspiels automatisiert zu verfassen. Wer bleibt, sind die Menschen, die die Maschinen bauen und in Stand halten. Das Bundesministerium befürchtet, dass sich mit der Arbeit 4.0 eine Spaltung des Arbeitsmarktes vollziehen könnte. Auf der einen Seite stehen die Hochqualifizierten, die Facharbeiter und Kreativen. Auf der anderen Seite könnten weniger qualifizierte Menschen in prekäre Arbeitsverhältnisse rutschen, wie beispielsweise minimal bezahlte Zeitarbeit oder lediglich befristete Jobs.

Wo Licht ist, ist auch Schatten

Der Diskurs um Arbeit 4.0 zeigt, dass es wichtig ist, Rahmenbedingungen für zukünftige Entwicklungen zu setzen. Es ist durchaus als positiv für die Menschheit zu bewerten, dass Routinejobs oder auch gesundheitsgefährdende Aufgaben von Maschinen übernommen werden. Dennoch sollte sich schon heute überlegt werden, wie die frei werdende Arbeitszeit sinnvoll eingesetzt werden kann. Es macht gesellschaftlich keinen Sinn, die scheinbaren Verlierer der Automatisierung links liegen zu lassen. Stattdessen wird häufig argumentiert, den Fokus auf Bildung und Weiterbildung zu legen. Das Zukunftsmodell sollte die Wissensgesellschaft sein, eine Gesellschaft, in der Wissen die Ressource[3] ist, die sozialen Zusammenhalt und wirtschaftliche Macht verspricht.

[…]

Text für Schülerzwecke gekürzt

[1] Fokus: Mittelpunkt
[2] physisch: körperlich
[3] Ressource: Quelle, hier in Bezug auf Anreicherung von Wissen

Quelle: https://www.agentur-jungesherz.de/hr-glossar/arbeit-4-0/, Seitenaufruf am 12.12.2019

2. Lyrik

Let it be (Angelika Wollermann)

6 Uhr 58 ½: Wecker geklingelt – eingeatmet
blitzschnell ins Bad gehuscht
nur die wichtigsten Zähne geputzt
Haustür ins Schloss geschmettert
an Nachbarin Nina grußlos vorbeigerauscht
5 Euro 50 passend auf den Tresen gepfeffert
Goudabrötchen im Ganzen runtergewürgt
mit Coffee-to-Run nachgespült
Mann mit Krücken und zweieinhalb Kinderwagen zur Seite gekickt
aus Drehtür Ventilator gemacht
Ellenbogen und Knie ausgefahren
durch Bahnhofshalle gerempelt
auf Rolltreppe Domino gespielt
schrille Schmerzensschreie ignoriert
über Menschenhaufen gehechtet
Tür der anfahrenden U-Bahn aufgestemmt – reingezwängt
7 Uhr 1: ausgeatmet
bei Amazon Schuhe mit Stahlkappe, Panzerfaust, thailändischen
Besuchsservice für pflegebedürftigen Vater bestellt
„Nicht! Nicht die Notbremse ziehen!“ gerufen
„Die Weiterfahrt des Zuges verzögert sich auf unbestimmte Zeit“ gehört
7 Uhr 3: Nerven zusammengebrochen

Quelle: Angelika Wollermann, www.lyrikmond.de/gedichte-thema-11-32.php#2456, Seitenaufruf am 12.12.2019

Erstellen Sie eine Textbeschreibung, in der Sie auf die unten aufgeführten Aspekte eingehen.
Gliedern Sie dabei Ihren Text in Einleitung, Hauptteil und Schluss:

1. Einleitung
   - Struktur und Aufbau
2. Hauptteil
   a) Inhalt des Gedichts
   b) Gedanken des lyrischen Ichs bezüglich des morgendlichen Arbeitsweges
      - der Wortwahl
      - des sprachlichen Mittels der Zeilensprünge in Bezug auf die gewünschte Wirkung
      - die Bedeutung des Abgehetztseins für das lyrische Ich selbst
3. Schluss
   a) Bedeutung der Überschrift
   b) Begründung, welche Textstelle Sie am meisten anspricht

Schreiben Sie einen zusammenhängenden, strukturierten Text.
Achten Sie auf korrekte Sprache und Rechtschreibung, beides wird bewertet.

3. Prosa

Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral (Heinrich Böll)

In einem Hafen an einer westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer Himmel, grüne See mit friedlichen schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. Klick. Noch einmal: klick, und da aller guten Dinge drei sind, und sicher ist, ein drittes Mal: klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich schläfrig aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel angelt, aber bevor er das Gesuchte gefunden, hat ihm der eifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nicht gerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuerzeuges, schließt die eilfertige Höflichkeit ab. Durch jenes kaum messbare, nie nachweisbare Zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tourist – der Landessprache mächtig – durch ein Gespräch zu überbrücken versucht.

„Sie werden heute einen guten Fang machen."

Kopfschütteln des Fischers.

„Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter günstig ist."

Kopfnicken des Fischers.

„Sie werden also nicht ausfahren?"

Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiss liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, nagt an ihm die Trauer über die verpasste Gelegenheit.

„Oh, Sie fühlen sich nicht wohl?"

Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über.

„Ich fühle mich großartig", sagt er. „Ich habe mich nie besser gefühlt."

Er steht auf, reckt sich, als wollte er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist.

„Ich fühle mich phantastisch."

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: „Aber warum fahren Sie dann nicht aus?"

Die Antwort kommt prompt und knapp. „Weil ich heute Morgen schon ausgefahren bin."

„War der Fang gut?"

„Er war so gut, dass ich nicht noch einmal auszufahren brauche, ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen ..."

Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopft dem Touristen beruhigend auf die Schultern. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmernis.

„Ich habe sogar für morgen und übermorgen genug", sagt er, um des Fremden Seele zu erleichtern. „Rauchen Sie eine von meinen?"

„ Ja, danke."

Zigaretten werden in Münder gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

„Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen", sagt er, „aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drittes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus, und Sie würden drei, vier, fünf, vielleicht gar zehn Dutzend Makrelen fangen ... stellen Sie sich das mal vor ."

Der Fischer nickt.

„Sie würden", fährt der Tourist fort, „nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren – wissen Sie, was geschehen würde?"

Der Fischer schüttelt den Kopf.

„Sie würden sich spätestens in einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen – eines Tages würden Sie zwei Kutter haben, Sie würden ...", die Begeisterung verschlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, „Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisungen geben, Sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann ...", wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen.

„Und dann", sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache. Der Fischer klopft ihm auf den Rücken, wie einem Kind, das sich verschluckt hat. „Was dann?", fragt er leise.

„Dann", sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, „dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken."

„Aber das tue ich ja schon jetzt“, sagt der Fischer, „ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört.“
Tatsächlich zog der solcherlei belehrte Tourist nachdenklich von dannen, denn früher hatte er auch einmal geglaubt, er arbeite, um eines Tages einmal nicht mehr arbeiten zu müssen, und es blieb keine Spur von Mitleid mit dem ärmlich gekleideten Fischer in ihm zurück, nur ein wenig Neid.

Quelle: Heinrich Böll: Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral. In: Robert C. Conrad (Hg.): Heinrich Böll. Kölner Ausgabe. Bd. 12. 1959–1963. ©2008 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Erstellen Sie eine Textbeschreibung, in der Sie auf die unten aufgeführten Aspekte eingehen. Gliedern Sie dabei Ihren Text in Einleitung, Hauptteil und Schluss:

1. Einleitung
   a) Verlauf und Kernaussage der Geschichte
   b) beteiligte Personen
2. Hauptteil
   a) Charakteristik der Person des Fischers
   b) Veränderung des Erregungszustandes des Touristen
   c) sprachliche Besonderheiten:
      - Dialog
      - Satzbau
      - Verwendung von Aneinanderreihungen
      - Erklärung der Textstelle „… es blieb keine Spur von Mitleid mit dem ärmlich gekleideten Fischer in ihm zurück, nur ein wenig Neid.“ (Z. 101 f.)
3. Schluss
   - Ihre begründete Meinung zum Text

Schreiben Sie einen zusammenhängenden, gegliederten Text. Achten Sie auf korrekte Sprache und Rechtschreibung, beides wird bewertet.